Norbert Wokart

Frucht und Fülle

Aufzeichnungen 2025



K&N

Norbert Wokart – Frucht und Fülle

Norbert Wokart

Frucht und Fülle
Aufzeichnungen 2025

Königshausen & Neumann

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© 2026
Verlag Königshausen & Neumann GmbH
Leistenstraße 7
D-97082 Würzburg
info@koenigshausen-neumann.de

Umschlag: skh-softics / coverart
Umschlagabbildung: © Norbert Wokart, herbstliche Fruchtschale.

Alle Rechte vorbehalten
Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Druck: docupoint, Magdeburg
Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-9853-6
eISBN 978-3-8260-9854-3

www.koenigshausen-neumann.de
www.ebook.de
www.buchhandel.de
www.buchkatalog.de

Der dunkle Herbst kehrt ein voll Frucht und Fülle,
vergilbter Glanz von schönen Sommertagen.
Ein reines Blau tritt aus verfallner Hülle;
der Flug der Vögel tönt von alten Sagen.
Gekeltert ist der Wein, die milde Stille
erfüllt von leiser Antwort dunkler Fragen.

Georg Trakl

Natürlich liegt es nahe, das Leben mit einem Fluss zu vergleichen. Ein Rinnsal, das unter Moos und Gräsern fast verborgen aus dem Boden quillt, fest entschlossen, etwas zu werden, nimmt andere Wasser in sich auf, beginnt hurtiger zu fließen, schäumt über Felsen und Steine hinweg ins Tal, bis es in der großen Ebene zum ruhig strömenden Fluss wird, auf dem Schiffe Menschen und Waren in ferne Länder bringen, worauf sich der Fluss am Ende breit und träg im Meer verliert. Was an diesem Bild allerdings nicht stimmt, ist dies: Während dem Fluss immer wieder neue Wasser zuströmen, als hätte er Heraklit gelesen, ist das menschliche Leben, sobald es sich in das unendliche Meer ergießt, für immer und unwiederbringlich zu Ende.

Wir haben im Lauf unseres Lebens so viel erlebt, gesehen, gehört, gelernt und unbewusst in uns aufgenommen, dass wir gegen Ende unserer Existenz vielleicht sagen können, wer wir sind, nicht aber, warum wir es wurden. Uns hat sowieso keiner gefragt, wer wir werden wollten, und wir hätten auch nicht zu sagen gewusst, wer wir stattdessen hätten sein wollen. Doch im Nachhinein könnte ich manches nennen, was mir lieber gewesen wäre, ohne zu wissen, ob es für mich auch besser gewesen wäre. Man ist, wer man geworden ist, und damit muss man sich begnügen. Ich weiß zum Beispiel das eine oder andere und verstehe es auch auszudrücken. Viel mehr kann ich aber nicht. Darf man das eine befriedigende Lebensbilanz nennen? Noch dazu in so prekärer Lage; denn ich schreibe in leerer Luft, in vakuumiertem Raum, ein Wüstenmönch des 21. Jahrhunderts.

Während meine Mutter lebte, habe ich nie darüber nachgedacht, dass ich in ihrem Körper neun Monate lang gelebt und danach weitere Monate von ihm gezehrt habe. Dessen wurde ich mir erst bewusst, als es diesen Körper nicht mehr gab. Die Ideologie von Mutterliebe und kindlicher Liebe hielt alle Gedanken von Körperlichkeit fern, ohne die es jene aber gar nicht geben könnte. Man

mag es Scheu nennen, die hier waltet, richtiger wäre wohl, von Angst zu sprechen.

Betrachte ich in meinen Fotoalben die ältesten Bilder, die es von mir gibt – als kleines Kind, als Schüler, zusammen mit meinen Eltern oder mit schon lang verstorbenen Verwandten – habe ich das Gefühl, eine fremde Person zu sehen, die mit mir nichts zu tun hat, und dieses seltsame Gefühl habe ich auch noch bei den frühesten Fotos, die ich später selbst gemacht habe, oder die mich in Kreis von Freunden zeigen, und dieses Gefühl erschreckt mich; denn was dieses Gefühl auch immer sagt, so war ich doch der auf diesen Bildern abgebildete Mensch und bin es immer noch. Aber ich betrachte diese Fotos nicht als Bilder aus der Vergangenheit, sondern als Bilder aus einem anderen, mir fremden Leben.

Es gibt disziplinierte Künstler, Schriftsteller und Komponisten, die jeden Tag zur selben Zeit im Atelier, am Schreibtisch oder am Klavier sitzen und arbeiten. Typische Vertreter dieser Gattung waren wohl Thomas Mann oder Karl Krauss. Andere hingegen spotten über so ordentliche Kollegen und berufen sich dabei auf den schöpferischen Einfall, den man nicht herbeizwingen könne. Richard Wagner zum Beispiel lästerte über Josef Gabriel Rheinberger, „der komponiert täglich von 5-6 Uhr. Ich bin nur ein Dilettant, ich kann nur komponieren, wenn mir was einfällt." Diese ironische Bemerkung hat uns Richard Strauss in seinen *Erinnerungen* überlieferte. Wäre sie mehr als eine Anekdote, wäre es allerdings eine Selbststilisierung von Richard Wagner, schließlich war auch er ein konsequenter und disziplinierter Arbeiter. Wenn ich mich in dieses Schema einordnen sollte, würde ich mich eher in die Kategorie der Spontanen eingliedern, obwohl ich auch die Erfahrung gemacht habe, dass einem durch konsequentes Arbeiten Ideen kommen, die nicht schlechter sind als die spontanen und aus der Muße geborenen; denn wenn einen die Muse einmal hängen lässt, hilft es manchmal, sich auf den Hintern zu setzen und Rheinberger zu spielen – nein, nicht seine Musik.

Wenn ich darüber nachdenke, wie die Geschichten entstehen, die mir einfallen, komme ich zu dem Ergebnis, dass mir überhaupt

keine Geschichten einfallen. Mir fällt ein Satz, bestenfalls eine Szene ein, aus der sich eine Geschichte entwickelt und zwar ganz von selbst und ohne mein Zutun. Dies ist ein Verfahren, von dem Nietzsche behauptete, Richard Wagner habe auf diese Weise seine Dramen entwickelt: „Was zuerst ihm aufgeht, ist eine Scene von unbedingt sichrer Wirkung, eine Scene, die umwirft. Der ganze Rest folgt daraus“ (*Der Fall Wagner*). Ich habe dieses Verfahren bei der Lektüre von Goethes *Faust* kennenlernt. Dort lügt Mephistopheles aus dem Satz: „Ihr Mann ist tot und lässt sie grüßen“, eine konsequente und in allen Einzelheiten glaubwürdige Geschichte zusammen. Was ist zum Beispiel natürlicher, als dass der verstorbene Mann begraben wurde, und da er in Italien starb, ist nichts einsichtiger, als dass er in Padua sein Grab fand; denn dort ist auch der heilige Antonius begraben, weshalb dies ein sehr geeigneter Ort für die ewige Ruhe ist. In diesem Stil geht es folgerichtig weiter, und wer den *Faust* gelesen hat, weiß, wovon ich spreche. Noch radikaler dachte freilich Peter Altenberg, der in einem Brief an seine Schwester Margarethe Engländer behauptete: „Es kommt oft über mich – das dichterische Gruseln! Ich liege da, habe schreckliche Rückenkrämpfe, saufe Slivovitz – –; plötzlich erscheint die Fee, führt mir die Hand und schreibt eine ‚Skizze‘. Den Titel mache dann ich dazu. Der ist meine Erfindung. Alles andere macht sie.“ Das ist natürlich eine liebenswürdige Lüge, doch ein Körnchen Wahrheit ist auch dabei.

Es mag Menschen geben, die eine kontinuierliche Entwicklung nehmen. Ich glaube sogar, einige zu kennen, ohne dass ich sie jetzt auf das Prokrustesbett meiner Meinung festlegen will. Wenn ich aber über mich nachdenke, muss ich sagen, dass meine Entwicklung anders verlief. Da gab es vielfache Brüche, die ich selber nicht bewusst herbeigeführt habe, die mir vielmehr widerfuhren, wobei mir aber in den meisten Fällen keine äußeren Umstände als auslösende Momente bekannt geworden sind. Meine wissenschaftlichen und literarischen Interessen, mein ästhetischer Geschmack, meine musikalischen Vorlieben haben sich so oft und oft so sprunghaft verändert, dass ich bei mir nicht nur von verschiedenen Altersstufen bei meiner Entwicklung, sondern von unterschiedlichen Persönlichkeiten reden muss. Vielleicht ist das aber

eine überflüssige Anmerkung, da es womöglich anderen genauso ergeht, ich also nichts Besonderes zu melden habe.

In höheren Jahren macht jeder die Erfahrung zunehmender Vereinsamung. Eine besonders schmerzliche hat Goethe, im Alter von fünfundsiebzig Jahren auf sein früheres und mittleres Leben zurückblickend, auf die Formel gebracht: „wie wenige noch von denen übrig sind, die mit mir jung waren" (Eckermann: *Gespräche mit Goethe*). Er vergleicht diese Situation in einem schönen Bild mit dem Sommeraufenthalt in einem Bade: „So wie man ankommt, schließt man Bekanntschaften und Freundschaften mit solchen, die schon eine Zeitlang dort waren und die in den nächsten Wochen wieder abgehen. Der Verlust ist schmerzlich. Nun hält man sich an die zweite Generation, mit der man eine gute Weile fortlebt und sich auf das Innigste verbindet. Aber auch diese geht und lässt uns einsam mit der dritten, die nahe vor unserer Abreise ankommt und mit der man auch gar nichts zu tun hat." Erfolgt schließlich die eigene Abreise, bekommen es die Neuankömmlinge noch nicht einmal mit.

Erich Mühsam erzählt in seinem Tagebuch, er sei einmal mit einem Mann befreundet worden, obwohl sie sich „früher gegenseitig nicht hatten riechen können", da dieser Mann wie eine knurrende Bulldogge gewesen sei. „Man hasst die bissige Schnauze, bis sich der Köter an einen, und man sich an den Köter gewöhnt hat. Dann entpuppt sich das Tier als der liebenswürdigste und treueste Kamerad der Welt." Leider ist auch das Gegenteil war, und dieses trägt auch zur späteren Vereinsamung bei. Die treuesten und liebenswürdigsten Gefährten kann man durch Unaufmerksamkeit, Vernachlässigung der Beziehung oder durch banale Missverständnisse verlieren, und mit jedem Verlust wird die Luft um einen herum dünner.

Frau L., mit der wir so viele Jahre morgens im Café saßen, und die mit ihrer Aufgeräumtheit und ihrem manchmal recht schnoddrigen Witz für Belebung und geistreiche Unterhaltung sorgte, die stolz darauf war, selbst im hohen Alter auf keine Medikamente angewiesen zu sein, zuletzt aber doch einen Rollator benutzen musste, hat nach zwei Schlaganfällen ihr Augenlicht fast ganz ver-

loren, musste ihre Wohnung aufgeben und lebt nun, frustriet und freudlos, als Pflegefall in einem Heim, wo sie selbst für die alltäglichsten Verrichtungen auf fremde Hilfe angewiesen ist. Als ich sie anrief, sagte sie, sie habe keine Freude mehr am Leben, und ihr wäre es am liebsten, wenn sie einen weiteren, diesmal aber tödlichen Schlaganfall bekäme Wie schmerzhaft ist es, eine stets lebenslustige Frau so im Elend zu wissen und von ihr solche Sätze zu hören und zu wissen, dass es keine Hoffnung und keinen Trost gibt. Ich wollte aber nicht an ihrem Grab stehen, sagte ich. Da werde ich nicht darum herumkommen, erwiderte sie, und dann blitzte doch noch ein Fünkchen ihres Witzes auf, als sie hinzufügte, auf meine Beerdigung könne sie doch gar nicht kommen. Mit Rollator! Wie sieht das denn aus?

Warum ängstigt uns die Flüchtigkeit der Zeit so sehr, die zwar alles verschlingt, ehe man es ausgekostet hat, aber doch auch garantiert, dass uns ein neuer Morgen blüht? Und warum erwarten wir nur von Stabilität und Dauer unser Glück? Sehnen wir uns nicht immer nach anderen Ufern und Küsten und milderen Himmeln? Warum lindern solche Vorstellungen nicht unseren Schmerz und heilen nicht unsere Wunden? Versucht man aber einmal, nur zur Probe, die Ungewissheit des Lebens und seine Vergänglichkeit sich als reiches Feld seiner Tätigkeit vorzustellen, welches Gefühl von Freiheit und welches Glück strömen dann doch heraus!

Théophile Gautier veröffentlichte 1833 in *Les Jeunes-France* eine nicht ganz ernst gemeinte statistische Auswertung des Wahnsinns:

Verrückt	Männer	Frauen
aus Liebe	2	60
aus Hingabe	6	20
aus politischer Überzeugung	48	3
aufgrund von Schulden	27	24
aus unbekanntem Grund	1	0

Man liest es, schmunzelt und liest weiter. Und das ist der Fehler. Sieht man sich nämlich die Statistik genauer an, fällt einem auf, wie zeitgebunden sie ist. Wir würden heute die Differenz zwischen

Männern und Frauen im Fall der Liebe nicht mehr so groß ansetzen, und die Zeile „verrückt aus Hingabe“ würden wir ganz streichen. Auch „aus politischen Überzeugungen“ dürfte sich heute kaum noch jemand umbringen, während wir „aus unbekanntem Grund“ als vernachlässigbar entfallen ließen und stattdessen „aufgrund von Depression“ (wozu auch die Langeweile gehört) hinzufügen würden. Hiervon sind ja vor allem ältere Menschen betroffen. Da wir bei der Lektüre historischer Texte selten auf solche Differenzen achten, könnte es leicht geschehen, dass wir sie mit unseren eigenen Vorstellungen und Erfahrungen lesen und sie so, ohne es zu merken, falsch verstehen.

Es gehört zum guten Ton, wenn man sich nicht selber lobt, doch am Lob anderer darf man sich erfreuen, obwohl die Meinungen darüber, ob man solches Lob veröffentlichen darf, wohl verschieden ausfallen dürften. Doch ich will einmal alle Bedenken zur Seite setze und ein fremdes Lob zitieren: „Sprachlos und entzückt war ich, als ich Deine Nachricht gelesen habe. Wie schön Du schreiben kannst… Dein Talent hatte nicht einmal Goethe!“ Die Autorin dieses Textes ist Französin, so dass man versucht sein könnte, ihre Kompetenz für ein solches Urteil zu bezweifeln, aber sie unterrichtet immerhin Deutsch an der Straßburger Universität und weiß sehr wohl, wovon sie spricht. Und ich – ich freue mich einfach über dieses Lob, sei es nun berechtigt oder nicht.

Ich habe meinen verstorbenen Familienangehörigen, Freunden oder Bekannten gegenüber ein ganz merkwürdiges Schuldgefühl, als hätte ich es zu ihren Lebzeiten an Zuneigung, Zartgefühl oder Verständnis fehlen lassen, und dieses Gefühl lässt sich auch dadurch nicht beschwichtigen, dass ich die Sichtweise umkehre und mich frage, wie es eigentlich um deren Verhältnis zu mir bestellt war, wozu ich einiges zu sagen hätte, was auch für sie nicht unbedingt rühmlich wäre. Vor allem blieben mir einzelne Situationen oder Gespräche im Gedächtnis, an denen sich dieses ungute Gefühl immer wieder neu entzündet, wodurch sie eine Bedeutung bekommen haben, die sie ursprünglich vielleicht nicht hatten, und dieses glimmende Feuer kann nie mehr gelöscht werden, da man mit Toten nur Selbstgespräche führen kann. Womöglich haben sie

aber unsere Beziehung ganz anders empfunden als ich, und ihre Klagen und Vorwürfe gegen mich wären vielleicht geringer, als es meine eigenen sind. Ich werde es nie erfahren. Da aber keine Beziehung einer anderen gleicht, weiß ich auch nicht, wie ich meine gegenwärtigen Beziehungen gestalten müsste, um zu verhindern, dass dieses Kapitel um weitere Absätze vermehrt würde.

Der Endreim ist eingängig und hat reizvolle Wirkungen! Doch man wird seiner rasch überdrüssig – jedenfalls geht es mir so –, und dass sich ‚Schmerz' auf ‚Herz' reimt und ‚Furz' auf ‚kurz', weiß mittlerweile jedes Kind. Diese Reime sind verbraucht und nur noch für Plattitüden zu gebrauchen, weshalb zum Beispiel Heinrich Heine, um ausgetretene Pfade zu verlassen, ‚ästhetisch' auf ‚Teetisch' reimte, und keine Hemmungen hatte, Wellen in Form von ‚Welln' auf ‚Köln' zu reimen. Die Griechen hatten ein empfindlicheres Gehör und zogen metrisch gegliederte Verse vor. Selten griffen sie und dann nur zur Hervorhebung zum Endreim, etwa der Philosoph und Dichter Xenophanes (um 500 v. Chr.), der einen Pentameter schrieb, den ich des besseren Verständnisses wegen in lateinischer Umschrift zitiere: „eúphemoís mythoís kaí katharoísi logoís". Dieser Mann, für dessen zweifelhaften Ruf als Philosoph der Obermufti Platon verantwortlich ist, hatte Geschmack, jedenfalls kommt dergleichen bei ihm nicht noch einmal vor. Welch grandiose Wirkung metrisch strukturierte Sätze auch im Deutschen haben können, demonstriert die junge Annemarie Schwarzenbach, die in dem Text *Eine Frau zu sehen* einen Satz mit drei Anapästen schließt. „wie die Blätter der Bäume im Wind". Da sieht man die Blätter zittern und hört sie rascheln im Wind.

Johann Peter Hebel erhob mit den *Allemannischen Gedichten* seinen heimischen Dialekt zur Literatursprache und hob ihn gleich so hoch, dass selbst Goethe entzückt war und voll olympischen Zorns den Vorschlag zurückwies, man solle diese Gedichte, um sie einem breiteren Publikum zugänglich zu machen, ins Hochdeutsche übertragen. Der Dichter habe seine Gedichte in diesem Dialekt erdacht, und nur in ihm entfalteten sie ihre Wirkung. Daher müsse sich, wer sie verstehen wolle, schon die Mühe machen, sich das Alemannische hinreichend anzueignen. Nun haben auch

andere, manche sogar durch Hebels Erfolg angeregt, Gedichte in ihrem heimischen Idiom verfasst, aber keiner dieser Dialekte wurde dadurch zu literarischen Ehren erhoben. Ein typisches Beispiel ist die im Jahr 1863 gedruckte Gedichtsammlung *D'r Vetter aus d'r Palz* von Johann Philipp Zeller aus Mannheim, den manche den Johann Peter Hebel der Pfalz nannten, zu Unrecht; denn diese freundlichen und gutgemeinten Texte zeugen von Heimatliebe, bleiben aber auf dem Niveau von Dorffest mit Blasmusik, Bierzelt und Schoppengläsern. Ich weiß nicht, worin der Unterschied zwischen Hebel, Zeller und anderen gründet, am jeweiligen Dialekt liegt es jedenfalls nicht. Leider kann man Goethe dazu nicht mehr befragen, ich bin mir allerdings sicher, dass er es auch nicht wusste. Aus diesem Unvermögen ziehe ich einen Hebelschen Schluss: Man empfindet etwas, das man nicht begründen kann, was aber die Richtigkeit dieser Empfindung nicht schmälert.

Heidenröslein

Sie kennen sicher das hübsche Gedicht von Goethe, das im Volksliedton geschrieben ist und mit den Zeilen beginnt:

„Sah ein Knab ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden."

Das Gedicht besteht aus drei Strophen zu je sieben Zeilen, was ziemlich ungewöhnlich ist. Der Ton ist heiter, und über dem Ganzen liegt der Glanz eines scheinbar unbewölkten Sommertages. Ein Knabe erblickt ein Röslein, läuft herbei, um es aus der Nähe zu betrachten, und da es ihm gefällt, will er es abbrechen. Doch da droht das Röslein, ihn zu stechen, „dass du ewig denkst an mich". Aber dem Röslein hilft „kein Weh und Ach", der Knabe bricht es ab, und das Röslein muss es erleiden.

Das kann man nett oder grausam finden. Eindeutig ist, dass der Text schon auf den ersten Blick zweideutig ist, weshalb man heute allgemein davon ausgeht, dass hier eine Vergewaltigungsszene geschildert werde. Mir ist nun in mühseliger Kleinarbeit und mit Hilfe der modernsten philologischen Untersuchungsmethoden

der Nachweis gelungen, dass Goethe ursprünglich eine mittlerweile verloren gegangene Erzählung geschrieben hatte, bei der Schillers tugendsame Ehefrau aber so sehr die sittliche Nase rümpfte, dass Goethe beschloss, die Erzählung in ein nettes, harmlos klingendes Gedicht umzuwandeln, das aber immer noch deutlich ausspricht, worum es eigentlich geht, so dass man daraus die ursprüngliche Erzählung rekonstruieren kann.

Ein Knabe – nach heutigem Sprachgebrauch eher ein junger Bursche – wanderte eines Morgens ganz allein über die sommerliche Heide, als habe er im Sinn, sich an der blühenden Natur zu erfreuen, obwohl das bei einem Burschen seines Alters schon sehr ungewöhnlich wäre. Aber da erblickte er in der Ferne ein Mädchen, eilte auf sie zu, um sie näher in Augenschein zu nehmen, und fand, dass es ein hübsches Mädchen sei mit frischen roten Wangen, die Goethe womöglich mit Äpfelchen verglichen hatte, was man aber nicht mehr sicher sagen kann. „Hübsche Maid", sprach da der Knabe, „der Tag ist schön, und wir sind hier ganz allein, könnten wir da nicht…?" „Halt ein, halt ein", rief da die Maid, „das kostet dich Alimente bis an dein selig Ende". Doch das schreckte den Burschen natürlich nicht ab, und da er sich nicht mit Liebkosungen aufhalten wollte – schließlich nennt ihn Goethe selber einen „wilden" Knaben –, drückte er das Mädchen ohne weitere Debatte in das Gras. Die Maid schrie natürlich „Weh und Ach", aber es half ihr nicht, sie musste es erleiden.

Gegen diese Rekonstruktion könnte man einwenden, dass doch, wenn die Metaphorik stimmen sollte, der Knabe und nicht das Mädchen stechen sollte. Das ist, prosaisch betrachtet, richtig, verkennt aber die poetische Freiheit des Dichters, die es ihm auch erlaubt, das Röslein „morgenschön" zu nennen und es reden und „Weh und Ach" schreien zu lassen.

Wenn Sie nun, so belehrt und aufgeklärt, zum Beispiel das Gedicht *Erlkönig* aufschlagen, wird Ihnen sofort der homoerotische Grundton auffallen, der sich durch das ganze Gedicht hindurchzieht, und der Sie berechtigt, auch hier eine vorangegangene und später zu einem Gedicht umgewandelte frivole Erzählung zu vermuten, die diesmal nicht nur das Missfallen der sittenstrengen Gemahlin des Dichterfreundes, sondern auch des in dieser Hinsicht noch strenger denkenden Konsistorialrats Herder erregt hatte,